



Wenn Sophia Domagala mit dem Pinsel (oder der Nadel) anfängt, eine Linie zu ziehen, weiß sie nicht, wo sie enden wird.

BENJAMIN PRITZKULEIT

DIE LIEBE ZU DEN LINIEN

Sophia Domagalas Bilder sprühen vor Lebendigkeit und behandeln zugleich tiefgehende Fragen. Etwa danach, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. Ein Besuch in ihrem Atelier

ALICJA SCHINDLER

Sophia Domagala öffnet die dunkelgrüne Metalltür zu ihrem Atelier, und plötzlich ist da ganz viel Leben. Der Raum ist klein und voller Bilder. Alle Leinwände darin haben etwas gemeinsam: Linien. Meist sind es feine, manchmal auch breite Linien oder gar Streifen. Aktuell sind Arbeiten der Malerin in der Gruppenausstellung „shoddy / schäbig“ in der Galerie Stallmann in Berlin-Charlottenburg zu sehen.

Seit drei Jahren malt Domagala Linien. Eine einfache Form, die gleichzeitig eine Herausforderung ist. Denn die abstrakte Linie erzählt nicht, stattdessen knüpft sie an die Malerei des Minimalismus von Barnett Newman über Agnes Martin bis Daniel Buren an. Beides wiegt schwer. Trotzdem sprühen Domagalas Bilder nicht nur vor leichter Lebendigkeit, sondern thematisieren auch tiefgehende Fragen danach, was es heißt, ein Mensch zu sein. Wie schafft die Malerin diesen Spagat?

Die Erklärung dafür liegt wohl in der Natur der Linie selbst. Entspannt auf einem Hocker sitzend, erklärt Domagala ihr Interesse für die Form anhand des größten Gemäldes im Raum: „Lines and flowers on Sieverding“ (2022). Das Gemälde besteht aus mehreren Schichten: Ins Zentrum hat Domagala Reproduktionen einer Fotoserie von Katharina Sieverding geklebt. Darüber liegt schwarzer, grauer, beige und pastellroter Jeansstoff. Eine weitere Ebene bilden feine schwarze Linien. Und gelbe Blumen, die Domagala auf einem Grünstreifen vor dem Atelier gepflückt hat. Sieverding fotografierte sich immer wieder selbst in extremen Nahaufnahmen und verfremdete diese Porträts durch Kontraste und Verfärbungen. Sie spricht über Wiederholung

und Inszenierung: „Das Gesicht wird zur Maske. Einerseits verhüllt Sieverding ihr Aussehen, andererseits entblößt sie es.“ Die Gleichzeitigkeit von Verstecken und Zeigen, Abwesenheit und Präsenz, Distanz und Vertrautheit ist das, was Domagala interessiert. Und sie folgert, dass es wohl auch genau das sein muss, was sie mit der Wiederholung der Linien erreichen will: Das Dahinterliegende unkenntlich machen und es gleichzeitig betonen.

In der Schau bei Stallmann sind neue Bilder von Domagala zu sehen. Auf zweien hat sie die Linien nicht mit einem Pinsel gezogen, sondern mit einem Nylonfaden genäht. Diese Fadenlinien „benetzen“ ein Foto, das Domagala auf den Stoff gedruckt hat. Es handelt sich um eine Schwarz-Weiß-Aufnahme des amerikanischen Fotografen Lou Bernstein mit dem Titel „Father and Child“, die 1943 auf Coney Island entstand. Die Falten und Wellen der Decke, auf der Vater und Kind liegen, ergeben ein fortlaufendes Muster mit dem Sand. Domagala ist selbst Mutter zweier Töchter. Das Nähen kann sie auch zu Hause machen. Der Stoff liegt dann auf ihrem Schoß, und sie sitzt auf dem Sofa oder dem Küchenstuhl. Es ist eine andere Geste – eine kleinere Geste, die an traditionell weiblich konnotierte Hausarbeit anknüpft –, als

mit dem Pinsel unter Einsatz des ganzen Körpers von oben nach unten Farbe auf die Leinwand aufzutragen. Und trotzdem ist es bei Domagala eine machtvolle Geste, denn mit ihren Linien, die sie über die Szene setzt, eignet sich die Künstlerin das Foto, diesen Weltausschnitt an und kommentiert ihn aus ihrer Sicht.

Einzelshow im November

Die Malerin ist gut darin, ihre Bilder selbst zu analysieren. Kein Wunder, denn vor der Malerei studierte sie Kunstgeschichte und Philosophie in Berlin. Das Schreiben und Reden über Kunst war ihr aber nicht genug. „Ich bin damals regelmäßig vor dem Rechner eingeschlafen“, lacht Domagala und erzählt, dass es dann mit ihrem Auslandssemester in Paris endgültig vorbei war mit der Kunstgeschichte.

Sie begann zu zeichnen, Menschen und Szenen, aber auch Comics. Statt in der Bibliothek oder im Vorlesungssaal war sie in Museen, zu denen man in Paris als Student freien Eintritt hat. Im Louvre oder im Musée d'Orsay zeichnete sie auf vor einem Gemälde sitzend manchmal stundenlang und begann, zurück in Deutschland, das Maleriestudium in Braunschweig. Kurz nach ihrem Abschluss 2013 wurde sie für den

Berlin Art Prize nominiert, drei Jahre später stand sie auf der Longlist für den Preis der Nationalgalerie. Im November eröffnet ihre nächste große Einzelschau in der Galerie Mountains in Berlin-Mitte.

Es gab aber auch eine Zeit vor den Linien. Damals waren Domagalas Bilder wilder, lauter. Mehr Formen und Farben als jetzt besetzten gleichzeitig ihre Leinwände. Es war zur Zeit des ersten Lockdowns, im Frühjahr 2020, als Domagala in ihr Atelier ging und etwas anders war. Zum ersten Mal war es still. Keine Geräusche drangen vom Spielplatz nebenan oder dem Fußweg in ihr kleines Studio. Sie ließ die Tür offen. „Vor 2020 habe ich auch schon Linien gemalt, die ich dann aber immer übermalt habe.“ Die Linien boten damals den Unterbau für das, was *eigentlich* kam, die *richtige* Malerei, oder das „painting painting“, wie Domagala ihre vormals flächigere Weise zu malen mit viel Farbe nennt. Sie erzählt, dass sie diesen Moment der Ruhe gebraucht habe, um die Linien für sich stehen zu lassen.

Wenn sie mit dem Pinsel (oder der Nadel) anfängt, die Linie zu ziehen, weiß sie nicht, wie sie enden wird. In jeder Linie liegt auch eine neue Chance, es „besser“ oder „anders“ zu machen. Die Wiederholung der Form ist eine Weise, das Leben ins Bild zu

setzen: Sie verweist nicht zuletzt auf das repetitive Ein- und Ausatmen, das das Leben bis zum Ende rhythmisiert. Wenn man ganz genau hinsieht, entdeckt man auf Domagalas Bildern auch Wörter. „Why“ steht auf „Schwarze Streifen auf rot und rosa“ (2021). Diese Sprachfetzen ziehen einen näher an die Bilder heran, sodass sichtbar wird, dass die aus der Ferne so makellos wirkenden Streifen auf rosa Grund außerdem umgeben sind von kleinen Farblecksen und scheinbar unmotivierten Pinselfstrichen.

Domagala erzählt, dass sie die Linien auf ihren Bildern immer von oben nach unten und von links nach rechts malt. Das ist dieselbe Bewegung wie beim Lesen eines Buches auf Deutsch, Englisch oder einer anderen Sprache mit dieser Schreibrichtung. Auf dem großformatigen Gemälde „Lines over Big Moments II“ (2022) steht: „Writing after I“, „Only then do I“, „Catch fire I“ und „To my bones I“. Es sind Textfragmente aus „Ein Hauch von Leben“, dem letzten Roman der brasilianischen Schriftstellerin Clarice Lispector von 1978. Domagala beschreibt, wie sie die Schrift während des Lesens plötzlich als Bild sah, weil sich das „I“ am Ende jeder Zeile wiederholte. Wie sich ihr Blick vom linearen Verfolgen der Narration für einen Moment punktuell an dem Schriftbild verhakete. Daraufhin isolierte sie diese Textschnipsel. Sie lassen sich nun lesen wie ein Gedicht, und obwohl die Sätze nicht zu Ende formuliert sind, wirkt das „I“ jeweils wie ein Schlußstrich. Oder eine Linie. Auch Schrift besteht aus Linien.

Mit ihren Arbeiten nimmt Domagala uns an die Hand, genauer hinzusehen, uns auf einen neuen Rhythmus einzulassen. Ihre Bilder sind poetisch und lebensbejahend. Denn jede Linie ist auch eine Entscheidung, ein Wille zum Wagnis.